

MARGINI

GIORNALE DELLA DEDICA E ALTRO

Diretto da Maria Antonietta Terzoli

6
2012

Direzione

Maria Antonietta Terzoli

Comitato scientifico

Alberto Asor Rosa
Andreas Beyer
R.-L. Etienne Barnett
Mario Lavagetto
Helmut Meter
Marco Paoli
Giuseppe Ricuperati
Sebastian Schütze

Comitato di redazione

Monica Bianco
Sara Garau
Anna Laura Puliafito
Cosetta Veronese
Rodolfo Zucco

Segreteria di redazione

Matteo Molinari
Laura Nocito

Supporto informatico

Laura Nocito

Saggi

SARA CERNEAZ

«Forse la storia è più bella della poesia». Attorno all'autocommento di Valerio Magrelli

ROBERTO LAURO

Una questione riemersa: un testo di Ruggiero Bonghi sulla dedica de La educazione di Parini

VALERIA GUARNA

Il sistema degli apparati paratestuali nelle edizioni del Libro del Cortegiano di Castiglione (1528-1854)

FRANCO PIERNO

Il modello linguistico decameroniano nel pensiero dell'umanista Antonio Brucioli. Un'analisi di peritesti

ALBERTO DE ANGELIS

Strategie di dedica nelle Opere Toscane di Luigi Alamanni: tra elogio e sperimentazione

Abstracts

Biblioteca

DANIELA GOLDIN FOLENA

Le dediche dei libretti d'opera [2004]

Wunderkammer

Il settimo libro di lettere dedicatorie di diversi (Bergamo, 1602)

a cura di ANNA LAURA PULIAFITO

L'ottavo libro di lettere dedicatorie di diversi (Bergamo, 1603)

a cura di MONICA BIANCO

KURT FLASCH

Mein Weg zu Dante – Il mio cammino verso Dante

COSETTA VERONESE

Dedica al busto di di Raffaello, scritta da Giacomo Leopardi per Niccolò Puccini

SILVIO MIGNANO

Leggere con Lena



I margini del libro

KURT FLASCH

Mein Weg zu Dante

Autorità! Signore e Signori! Cari Amici!

Vor allem anderen möchte ich allen Beteiligten sehr herzlich danken für diese ehrenvolle und gänzlich unerwartete Auszeichnung. Sie bezieht sich auf meine Dantearbeit aus zwei verschiedenen Teilen, der Prosa-Übersetzung der *Commedia* und dem Buch, *Einladung, Dante zu lesen*. Zu beiden möchte ich einige Bemerkungen machen. Und gegen Ende darf ich wohl ein wenig erzählen von meinem Weg zur «egregia città di Fiorenza, oltre a ogn'altra italica bellissima» (*Decameron*, I Intr. 8).

I

Die Deutschsprachigen hängen an Dante, zeitweise zu sehr. Zwischen 1763 und 1865 wurde der fünfte Canto des *Inferno*, die Episode von Francesca da Rimini, mindestens 22 mal ins Deutsche übersetzt; 1907 gab es davon schon 52 Übertragungen; heute mögen es hundert sein, zwar nicht der Gesamtübersetzungen, wohl aber des fünften, am ehesten romantisch verwertbaren Gesangs. Dann fragt man sich doch: Warum opferst du zehn kostbare Jahre deiner knappen Lebenszeit, nur um die große Zahl der Übersetzungen um eine weitere zu vermehren? Darauf hat Dante selbst die Antwort gegeben: Anspielend auf Horaz, *Ars poetica*, sagt er *Par.* 26, 137–138: «Was die Sterblichen schätzen, wechselt so rasch wie Blätter am Baum».

Sie kennen die Szene: Dante trifft den Stammvater Adam im Paradies und fragt ihn, ob er im Paradies das heutige Hebräisch gesprochen habe. Adam verneint das mit der Begründung:

ché nullo effetto mai razionabile,
per lo piacere uman che rinovella
seguendo il cielo, sempre fu durabile.

Die menschliche Sprache folgt, gerade weil sie ein rationales Produkt ist, dem Wechsel der Vorlieben, und diese hängen ab von großen geschichtlichen Wandlungen, dem Wechsel der Himmelszeichen, von Konstellationen. Sie sind schon auf kurze Frist mächtig, würden aber vor tausend Jahren Verstorbene zurückkehren in ihre Stadt, verstünden sie die Sprache nicht mehr. Sie würden glauben, ein fremdes Volk habe ihre Stadt erobert.

Sprachen ändern sich, Klassiker sehen daher in älteren Übersetzungen älter aus als im Original; sollen sie lebendig bleiben, müssen sie ständig neu übersetzt werden. Schließlich haben wir im Deutschen nicht die schlechthin klassische Dante-Übersetzung wie die von Voß für Homer, wie für Shakespeare den Schlegel und Schleiermacher für Platon.



Poetische und philosophische Texte haben etwas Unergründliches. Ihr ‚Thema‘ oder ihr ‚Gegenstand‘ legt sie nicht eindeutig fest. Daher kann in ihnen jeder Mitdenkende etwas Neues finden. Je öfter, je origineller sie übersetzt werden, um so mehr tritt ihr Reichtum hervor. Jede Übersetzung interpretiert.

Der Kontrast zwischen der frühen Sprache Dantes und unsrem späten Deutsch schließt, meine ich, das Gelingen einer Versübersetzung aus. Ich teile auch nicht die Überzeugung einer Reihe früherer deutscher Danteübersetzer, zur *Commedia* passe nur eine ans *mittelalterliche* Deutsch angelehnte Sprachform. Der Übersetzer muß seine Freiheit gewinnen im *heutigen* Deutsch. Die Gegenwartssprache und der Reimverzicht zerstören nicht alles Poetische. Der Umriß der Gestalten, die Poesie der Metaphern, auch die naturkundliche *curiositas*, Astronomisches und Geographisches betreffend, werden vielleicht sogar deutlicher. Die gedankliche Klarheit und knappe Schärfe Dantes, seine scholastische Schulung und die beabsichtigte politisch-kirchenpolitische Intervention, zeigen sich neu. Es gewinnen die spezifisch *episch-poetischen* Valeurs des Reisebericht. Ich suche in allem Dante als Dichter, als philosophierenden, theologisierenden, politischen Dichter. Dem kommt zugute, daß heute zwei philologisch-historische Fragen als entschieden gelten: Erstens, der 13. Brief, das *Schreiben an Can Grande*, dürfte als ganzes authentisch sein; in ihm leitet Dante dazu an, die *Commedia* als philosophisches, als ethisch-politisches Buch zu lesen. Zweitens bestätigte sich die Spätdatierung der *Monarchia*; ihre aristotelisch-averroistische Theorie des Intellekts stammt vom *Verfasser des Paradiso*. Dante hat sie nicht, wie man gemeint hat, zugunsten größerer theologischer Korrektheit aufgegeben. Er nutzte als Philosoph der nach-thomistischen Zeit Möglichkeiten, die Albert der Große erschlossen hatte, die in Paris unter Druck standen, aber in Bologna fortlebten, wo Dante sie kennenlernte.

II

Damit komme ich zum zweiten Teil meiner Dantearbeit, zur Interpretation der *Commedia*. Die umfassende Einführung – sie informiert historisch, poesie–philosophie– und kirchengeschichtlich deutschsprachige Leser.

Philosophie, jenseits der Schulen, aber primär an Aristoteles-Averroes orientiert, bildet in der *Commedia* kein Beiwerk; sie ist kein bloßes Instrumentarium. Nicht als seien Kirchenkritik – das Verlangen nach einer armen Kirche – und theologische Inspiration nebensächlich. Nur ist Dantes *Theologie* nach deren individueller Eigenart und nach ihren faktischen Aussagen erst zu erforschen, nicht nach einer posthum postulierten, angeblich ‚mittelalterlichen‘ Einheitstheologie zu bemessen. Wenn Dante Theologe ist, dann ist er als Dichter Theologe, und zwar ein Theologe *sui generis*, so wie Duns Scotus und Meister Eckhart, seine Zeitgenossen, auch. Jede modern-fideistische Neigung fehlt seiner Theologie. Dantes Gott bleibt in einzelnen Dekreten schmerzhaft unbegreiflich, aber als Weltgrund und Allgegenwart ist er jeder Vernunft



faßbar; die philosophische Theologie des Aristoteles und Averroes ist wie die Augustins und Avicennas in seine Theologie eingegangen. Daher strahlt, wie es zu Beginn des *Paradiso* heißt, die Herrlichkeit Gottes überall auf, hier mehr, dort weniger. In Francesca weniger, in Beatrice mehr. In Ulisse sehen wir den gottebenbildlichen Allbezug geistiger Naturen; in Ugolino etwas von göttlicher Vaterschaft. Dantes Theologie schließt es aus, ‚Theologie‘ als das Suchen nach Verfehlungen mißzuverstehen. Gottes *gloria* ist überall, auch im *Inferno*. Die himmlische Seligkeit vollendet, diesmal gut thomistisch, die menschliche Natur, nimmt deren Maß auf. Ihr unzerstörtes Wesen ist es, *alles* wissen zu wollen, nicht nur das Lebensdienliche: «Fatti non foste a viver come bruti» (*Inf.*, 26, 119).

Soviel zur Richtung meiner Danteerklärung. Um den individuellen Ductus des Denkers Dante bemüht, läßt sie Zeitgenossen Dantes wie Guido Cavalcanti, auch Cecco Angiolieri neu hervortreten mit ihrer anderen Konzeption von Liebe und Frau. Boccaccio bleibt weder wie bei De Sanctis ein antidantesker Moderner noch bildet er wie bei Branca die ‚Ergänzung‘ zum ‚mittelalterlichen‘ Dante.

III

Ich fürchte, ich bin dabei, mich in der italienischen Literaturgeschichte zu verlieren. Dabei hatte ich doch versprochen, ein wenig autobiographisch zu plaudern über meine Uralt-Beziehung zu Florenz. Die Stadt war das Ziel meiner ersten Italienreise, 1955. Seitdem kam ich in jedem Jahr mindestens einmal, normalerweise öfter, hierher; 1982/83 wohnte ich für’s ganze akademische Jahr in der Nähe des Viale Europa, um bei Eugenio Garin und Cesare Vasoli zu arbeiten, Filologia dantesca bei Francesco Mazzoni zu studieren. Ich habe Pisa kennengelernt, in Modena und Parma gearbeitet, Urbino, Orvieto und Siracusa geliebt, aber Florenz blieb mein Italien-Mittelpunkt.

Diese trotz allem unzerstörte Liebe zu Florenz, die heute im Palazzo Vecchio ihren Höhepunkt findet, verdanke ich vorab einer Maus. Buchstäblich dem kleinen Nagetier, lateinisch: *mus musculus*, Hausmaus, nicht *mus sylvaticus*, Waldmaus. Das muß ich ein wenig erklären.

Ich hatte schon als Kind Lust am Entziffern alter Schriften. In den beiden letzten Kriegsjahren wollte es der Zufall, daß ich einem Bibliothekar und Archivar dabei helfen konnte, mit ihm allein die Bibliothek des Schwagers Goethe und dessen Neffen Fritz Schlosser vor der Vernichtung zu retten. Ich sah alte Bücher in mittelalterliche Handschriftenreste eingebunden, und fing an zu entziffern. Der freundliche Bibliothekar erteilte mir anhand der Pergamentstücke Lektionen in lateinischer Paläographie; er war übrigens ein Verwandter von Stefan George, dem großen deutschen Dichter, der seit 1900/1901 in den *Blättern für die Kunst* seine Danteübersetzungen druckte. Aber von Dante war 1943/44 nicht die Rede. Nur als ich 1952 nach dramatischen Kriegsjahren das Studium der Philosophie und Geschichte in Frankfurt am Main aufnahm, hielt der Ordinarius für mittelalterliche Geschichte, Paul Kirn, eine Seminarübung in



Paläographie über ‚Kaiserurkunden‘ ab, nur für Fortgeschrittene. Für Kaiserurkunden gibt es photographische Tafelwerke, aber Kirn, vom ersten Weltkrieg her gehbehindert, war zum Frankfurter Stadtarchiv gehumpelt, um beim Direktor, der sein Schüler war, eine besondere Originalurkunde auszuleihen. Wie in historischen Seminaren damals üblich, reichte er die Urkunde dem neben ihm sitzenden Studenten – wir waren acht, höchstens zehn Personen, meist; jeder sollte einen Satz lesen, übersetzen und erklären. Beim vierten Studenten entstand eine peinliche Pause. Eine Maus, *mus musculus*, hatte in die Kaiserurkunde ein Loch gebissen. Drei, vier Worte fehlten. Wegen dieses Mauselochs war Kirn ins Archiv gegangen; er wollte zeigen, wie *reale* Mittelalterstudien ablaufen. Der Professor hielt mucksmäuschenstill; der von ihm erwartete Effekt war eingetreten. Die Pause dehnte und dehnte sich. Alle guckten nach unten, um nicht aufgerufen zu werden. Die Stille strebte ihrem Höhepunkt zu, da riß die Ungeduld mich hin, und ich sagte: «Ich bin zwar hier der Jüngste und ich weiß es auch nicht, aber da könnten folgende Worte gestanden haben». Ich sagte einen lateinischen Halbsatz. Mein Professor, sichtlich zufrieden, fragte nach meinem Namen; nach dem Seminar lud er mich zum Abendessen ein. Es war ein frugales Mahl; wir strichen uns aufs graue Brot eine Wurstsorte, die es in Italien zum Glück nicht gibt. Aber meine Karriere im historischen Seminar war vorerst gesichert, denn beim Essen erklärte mir der Professor: «Wissen Sie, Studenten, die Latein können, haben wir genug. Studenten, die Phantasie zeigen, haben wir auch genug. Aber ich suche Studenten, die Latein können *und* Phantasie haben».

Drei Jahre später, am Ende eines Seminars über die Prozeßakten der Jeanne d’Arc, fragte er mich nur, ob ich ihm einen Gefallen tun möchte. Ich sagte lebhaft: «Ja!», und er darauf: «Würden Sie mich für fünf Wochen auf meine Reise in die Toscana begleiten?». Wenige Wochen später reisten wir, auf altmodisch-gründliche Art: Erste Übernachtung in Bern, dann drei Tage Stresa mit den borromäischen Inseln, dann vier oder fünf Tage Mailand. Es folgte die Perlenkette der Emilia-Romagna: Piacenza, Parma, Modena, vier Tage Bologna, aber zwölf Tage Florenz. Die Heimfahrt nahmen wir über Mantua und Verona; im nächsten Jahr nahmen wir uns fünf Wochen für Venedig, Ravenna und Rom.

Am Abend tranken wir Wein, der damals noch in jeder Stadt eine andere Farbe, aber dieselbe Farbe hatte wie der daneben auf dem Tisch stehende Essig; wir erzählten, was wir so trieben. Er strömte über von Geschichten aus italienischen, aus byzantinischen und englischen Mittelaltertexten. Er machte die Bemerkung, er habe unsere Reise genau wie sein Vater angelegt. Sein Vater Otto Kirn lehrte vor 1900 als bekannter evangelischer Theologe in Basel. Ich stelle mir vor, er habe die Reiseroute mit seinem Kollegen Jacob Burckhardt abgesprochen, und so schmeichle ich mir, die erste große Italienreise nach den Ratschlägen von Burckhardt gemacht zu haben, dessen *Kultur der Renaissance in Italien* ich mir als Student für eine D-Mark antiquarisch hatte kaufen können.



Mein Lehrer kam aus Leipzig, der Stadt mit großer Dante-Tradition. Er kannte viele Passagen der *Commedia* auswendig und brachte sie bei passenden Gelegenheiten an. Wir schrieben das Jahr 1955, und das erste italienische Buch, das ich gekauft habe, war die *Commedia* in der damals neuen Ausgabe der Società dantesca. Die Lektüre verlief für mich enttäuschend: Damals stand in vielen Büchern, die beste Vorbereitung für die Dantelektüre sei das Studium des Thomas von Aquino; gerade über ihn hatte ich soeben meine Doktorarbeit geschrieben, aber in der *Commedia* verstand ich fast nichts. In mir kroch der Verdacht auf, vielleicht sei Dante kein Thomist. Erst nach langen Albertstudien, nach der Bekanntschaft mit Bruno Nardi und nach Hinweisen von Cesare Vasoli begriff ich, was mir passiert war.

Anfang der sechziger Jahre fiel mir ein historisches Sammelwerk in die Hände, mit einem deutsch geschriebenen Teil über *Die Kultur der Renaissance in Italien*. Ich war längst Burckhardtianer, und schnaubte hochnäsiger: «Welch ein Zwerg wagt es da, sich neben Jacob Burckhardt aufzustellen?». Ich las trotzdem und danach wußte ich: Ich hatte den Burckhardt des zwanzigsten Jahrhunderts entdeckt: Eugenio Garin, Florenz.

Im Herbst 1966 plante ich mit meinen Frankfurter Studenten eine Studienreise nach Florenz; sie galt vor allem den Plotinstudien des Marsilio Ficino. Ich schrieb vorher einen ehrerbietigen Brief an Eugenio Garin, ob wir ihn besuchen dürften. Bekam aber keine Antwort. Wir fuhren dennoch, besuchten Careggi und sahen die griechischen Texte des Ficino in der Laurenziana. Vor allem kämpften wir mit dem unendlichen Regen, der Ende Oktober '66 auf uns herabprasselte. Wir wateten durchnäßt und erkältet durch die Straßen. Um Mitternacht des 3. zum 4. November 1966 fuhren wir nach Frankfurt zurück, ohne das Ausmaß der Katastrophe zu sehen. Zuhause lag der liebenswürdig-einladende Brief von Garin; die Post hatte ihn, wie damals üblich, verbummelt. Seitdem riß der Kontakt nicht mehr ab. Wir tauschten Briefe; ich besuchte ihn regelmäßig; im akademischen Jahr 1982/83 nahm ich teil an seinem Seminar an der Normale zu Pisa; oft machten wir die Fahrt Florenz-Pisa zusammen. Wir sahen uns regelmäßig in der Nationalbibliothek; nicht selten übergab er mir, bevor er nach Hause ging, den Frühdruck, in dem er gearbeitet hatte. Ich verdanke ihm viele Anregungen zur älteren und zur neuesten Philosophie; wenn ich ihn in einer der beiden großen Buchhandlungen traf, die Florenz damals noch besaß, bei Seeber und bei Marzocco, nahm er mich mit an die Regale und zeigte mir, was lesenswert war.

Ich schließe meinen Bericht, so unvollständig er ist. Er zeigt nur andeutend, was ich Ihrer Stadt verdanke. Ich kann aber nicht enden, ohne das Wertvollste zu nennen, das ich hier über alle Erudition, Kunst- und Literaturanschauung hinausgefunden habe. Es ist die jahrzehntelange lebendige Freundschaft mit Cesare Vasoli und seiner Frau Nidia. Ich habe hier viele bedeutende Personen kennengelernt und lieb gewonnen; ich nenne nur Tullio Gregory und Nicolai Rubinstein, Alberto Tenenti und Charles B. Schmitt, ausgezeichnete Garinschüler Paola Zambelli und Graziella Vescovini, Lina Bolzoni und Luisa Simonutti, Enrico Peruzzi, Michele Ciliberto und Pater Camporeale, Gian Carlo Garfagnini, Paolo Lucentini, und Gianfranco Fioravanti, nicht zuletzt Luca Bianchi.



Viele andere zählen, aber die größte Gelehrsamkeit, die feinste Humanität und den toskanischen Witz fand ich bei Cesare Vasoli. 1983 trugen wir die schwere Mappe mit den tausend Seiten seines großen *Convivio*-Kommentars zur Post.

Dieses Fest heute im Palazzo Vecchio ist auch das seine und das seiner Frau.

Haben Sie herzlichen Dank!

K. F.

Anmerkung

Der hier publizierte Text wurde von Kurt Flasch am 9. Juni 2012 in Palazzo Vecchio (Salone dei Duecento) vorgetragen, im Rahmen der feierlichen Überreichung der goldenen Medaille der Kommune von Florenz und der Italienischen Dante-Gesellschaft für seine Übersetzung der *Göttlichen Komödie* ins Deutsche (Frankfurt, Verlagshaus S. Fischer, 2011). Diese Dankrede stellt eine Art von öffentlichem, auktorialen Epitext zu der Übersetzung dar (wie *Dante übersetzen*, in «Margini», 5, 2011) und zu der Beziehung des Autors zur Stadt Dantes.

M. A. T.

KURT FLASCH

Il mio cammino verso Dante

Autorità! Signore e Signori! Cari Amici!

Vorrei per prima cosa ringraziare tutti coloro che hanno voluto onorarmi di questo riconoscimento del tutto inatteso e così prestigioso. Un riconoscimento al mio lavoro su Dante, che si compone in realtà di due parti diverse: la traduzione in prosa della *Commedia* e il volume *Einladung, Dante zu lesen*, un invito a leggere Dante. Su entrambi vorrei dire qualcosa. E alla fine vorrei raccontarvi un po' del cammino che mi ha portato alla «egregia città di Fiorenza, oltre a ogn'altra italica bellissima» (*Decameron*, I Intr. 8).

I

I paesi di lingua tedesca sono molto legati a Dante, in certi periodi lo sono stati perfino troppo. Tra il 1763 e il 1865 il quinto canto dell'*Inferno*, l'episodio di Paolo e Francesca, è stato tradotto almeno 22 volte; nel 1907 ce ne erano già 52 traduzioni; oggi devono essere un centinaio, non dico traduzioni integrali della *Commedia*, ma traduzioni del canto quinto, quello che meglio si presta a una lettura romantica. Ma allora uno si chiede: perché sacrifichi dieci preziosi anni della tua pur breve esistenza, solo per aggiungere una traduzione in più alle tante che già ci sono? A questa domanda è in realtà già Dante ad aver dato una risposta: quando, in *Par.* 26, 137-138, alludendo all'*Ars poetica* di Orazio, dice:

ché l'uso dei mortali è come fronda
in ramo, che sen va e altra vene.

Avete presente la scena: Dante incontra in Paradiso il padre Adamo e gli chiede se nel Paradiso terrestre egli parlasse quella che oggi è la lingua ebraica. Adamo risponde di no, spiegando

ché nullo effetto mai razionabile,
per lo piacere uman che rinovella
seguendo il cielo, sempre fu durabile.
(*Par.* 26, 127-129)

Il linguaggio umano, proprio perché prodotto della ragione, segue il mutare delle umane inclinazioni, che a loro volta dipendono dalle grandi trasformazioni storiche, dai diversi segni del cielo, dalle costellazioni. Se i morti dopo mille anni tornassero alle loro città, non ne capirebbero più la lingua: le crederebbero cadute nelle mani di popoli stranieri.



Le lingue si trasformano, e i classici letti nelle vecchie traduzioni sembrano più vecchi che nell'originale. Se vogliamo mantenerli vivi, dobbiamo continuare a tradurli. E in fin dei conti in tedesco non abbiamo una traduzione classica di Dante come è invece quella di Voß per Omero, o quella di Schlegel per Shakespeare o per Platone quella di Schleiermacher. I testi di poesia e i testi filosofici hanno in sé qualcosa di imperscrutabile. Non sono vincolati una volta per tutte al loro 'tema', o al loro 'oggetto'. Per questo chiunque li rilegga con attenzione può trovare in essi qualcosa di nuovo. Quanto più spesso e con quanta maggiore originalità essi vengono tradotti, tanto più la loro ricchezza può emergere. Ogni traduzione interpreta. Il contrasto tra la giovane lingua di Dante e il nostro vecchio tedesco, esclude, penso, la riuscita di una traduzione in rima. Non condivido neanche l'opinione di una serie di precedenti traduttori tedeschi di Dante, convinti che l'unica forma adeguata alla *Commedia* sia quella modellata sul tedesco *medievale*. Il traduttore deve poter conquistare la sua libertà nel tedesco *di oggi*. Scegliere la lingua del presente e rinunciare alla rima non significa affatto distruggere tutta la poesia. Il profilo delle figure, la poesia delle metafore, anche la *curiositas* nell'indagare la natura, astronomica e geografica, possono addirittura farsi più chiari. La chiarezza e la concisa finezza del pensiero di Dante, la sua formazione scolastica e le sue volute prese di posizione sul piano politico e di politica ecclesiastica, si mostrano in un modo nuovo. Vincono i valori specificamente *epico-poetici* del resoconto di viaggio. Io cerco dappertutto il Dante poeta, il poeta che ragiona di filosofia, il poeta che ragiona di teologia, il poeta politico. Fortunatamente oggi possiamo considerare concluse due grandi questioni storico-filologiche. Primo: la lettera 13, la *Lettera a Cangrande*, può essere considerata nel suo complesso autentica; nella lettera, Dante invita a leggere la *Commedia* come un libro filosofico, un libro etico-politico. Secondo: si è confermato che la *Monarchia* è un'opera tarda; la sua teoria aristotelico-averroista dell'intelletto è opera dello stesso *Autore del Paradiso*. Dante non vi ha rinunciato a favore di una maggiore correttezza teologica, come si era creduto. Da filosofo di epoca post-tomista egli ha sfruttato le stesse possibilità cui aveva aperto la strada Alberto Magno – e che a Parigi erano sottoposte a dure pressioni, ma che continuavano a circolare a Bologna, dove Dante ne era venuto a conoscenza.

II

Vengo ora alla seconda parte del mio lavoro su Dante, all'interpretazione della *Commedia*. Si tratta di un'introduzione generale, storica, di storia della poesia, storia della filosofia, storia della Chiesa, rivolta al lettore di lingua tedesca.

La filosofia – una filosofia al di là delle scuole, ma orientata in prima istanza in senso aristotelico-averroista – nella *Commedia* non è un elemento secondario; non è solo uno strumentario. La critica di Dante alla Chiesa – la sua richiesta di una Chiesa povera – e la sua ispirazione teologica non sono per questo elementi secondari. Il punto è che la *teologia* di Dante va ricercata direttamente nella sua originalità individuale e nella



fattualità delle sue affermazioni, non va misurata su una teologia unitaria cosiddetta ‘medievale’ ricostruita a posteriori. Dante è teologo, è teologo in quanto poeta, e cioè è un teologo *sui generis*, come lo erano Duns Scoto e Meister Eckhart, suoi contemporanei. La sua teologia è priva di qualunque inclinazione fideistica in senso moderno. Il Dio dantesco rimane dolorosamente incomprensibile nei suoi singoli decreti, ma in quanto fondamento del mondo è onnipresente e può essere colto da ogni mente. La teologia filosofica di Aristotele e di Averroè, come quella di Agostino e di Avicenna, è penetrata nella sua teologia. Di qui – come si legge all’inizio del *Paradiso* – lo splendore di Dio si diffonde per ogni dove, qui di più, lì di meno. In Francesca di meno, in Beatrice di più. In Ulisse troviamo riunita tutta la natura intellettuale fatta a immagine e somiglianza di Dio; in Ugolino vediamo qualcosa della paternità divina. La teologia dantesca esclude che la ‘Teologia’ vada intesa come ricerca delle colpe. La gloria di Dio è ovunque, anche nell’*Inferno*. La beatitudine celeste completa, questa volta in senso genuinamente tomistico, la natura umana, ne accoglie la misura. La natura originaria dell’uomo è di voler conoscere tutto, non solo ciò che è utile alla sopravvivenza: «Fatti non foste a viver come bruti» (*Inf.*, 26, 119).

Questo può forse bastare per dare un’idea di come si muova la mia interpretazione di Dante. Per far emergere il *ductus* del Dante pensatore, essa mette in campo i contemporanei di Dante, come Guido Cavalcanti, e Cecco Angiolieri, con le loro diverse concezioni della donna e dell’amore. Boccaccio resta invece qualcosa di diverso, tanto dall’uomo moderno, antidantesco, di De Sanctis, quanto dall’uomo medievale, complementare di Dante, di Vittore Branca.

III

Temo di essere sul punto di perdermi nei meandri della storia letteraria. E invece avevo promesso qualche parola autobiografica sulla mia ormai antica consuetudine con Firenze. Firenze è stata la mèta del mio primo grande viaggio in Italia. Era il 1955. Da allora sono tornato ogni anno, almeno una volta, in genere più spesso; nel 1982/83 ho vissuto per l’intero anno accademico nelle vicinanze di Viale Europa, per poter lavorare con Eugenio Garin e Cesare Vasoli, e per studiare Filologia dantesca da Francesco Mazzoni. Ho conosciuto Pisa, ho lavorato a Modena e a Parma, ho amato Urbino, Orvieto e Siracusa, ma Firenze è sempre restata per me la grande protagonista della mia esperienza italiana.

Questo amore per Firenze, nonostante tutto puro e immutabile, che trova oggi qui in Palazzo Vecchio il suo momento culminante, lo devo, in prima istanza a un topo. Letteralmente, al piccolo roditore, in latino *mus musculus*, topo domestico, non *mus sylvaticus*, topo selvatico. Qui bisogna che mi spieghi meglio.

A me fin da bambino è sempre piaciuto decifrare le antiche scritture. Negli ultimi due anni di guerra il caso ha voluto che io potessi aiutare un bibliotecario e archivista a mettere in salvo – io e lui soli – la biblioteca del cognato di Goethe e di suo nipote Fritz



Schlosser. Vidi così vecchi libri rilegati con resti di manoscritti medievali, e incominciai a decifrare. Quel bibliotecario gentile mi impartì lezioni di paleografia latina, facendomi esaminare frammenti di pergamene; il bibliotecario era oltre tutto parente di Stefan George, il grande poeta tedesco, che a partire dal 1900/1901 aveva pubblicato le sue traduzioni dantesche nei *Blättern für die Kunst*. Ma nel 1943/44 non era di Dante che si parlava. Quando nel 1952, dopo drammatici anni di guerra, cominciai i miei studi di Filosofia e di Storia all'Università di Francoforte, l'ordinario di Storia medievale, Paul Kirn, tenne un seminario di Paleografia su 'Documenti imperiali', riservato agli studenti dei corsi avanzati. Dei documenti imperiali esistono riproduzioni fotografiche, ma Kirn, che pure a causa di una ferita riportata durante la prima guerra mondiale aveva grandi difficoltà a camminare, era andato fino allo Stadtarchiv di Francoforte, per ottenere in prestito dal Direttore – che era un suo allievo – un documento originale molto particolare. Come era allora consuetudine nei seminari di Storia, Kirn aveva sottoposto il documento allo studente che gli sedeva accanto – eravamo in generale otto, massimo dieci persone; ciascuno doveva leggere una frase, tradurre e commentare. Arrivati al quarto studente, ci fu una pausa imbarazzante. Un topo, il *mus musculus* di cui sopra, aveva rosicchiato il documento imperiale lasciando un bel buco. Tre, quattro parole mancavano. Era proprio per l'azione di questo topolino che Kirn era andato in archivio; ci voleva mostrare in che modo procedono *realmente* gli studi medievali. Il professore restò silenzioso e impassibile, 'mucksmäuschenstill', che in tedesco indica proprio l'esemplare, silenziosa immobilità del topo in attesa. Aveva ottenuto l'effetto desiderato. La pausa si prolungava, e prolungava... Tutti guardavano a terra per non essere interpellati. La tensione di quel silenzio si spinse al massimo e a quel punto l'impazienza ebbe la meglio su di me, tanto che dissi: «E' vero che io qui sono il più giovane, e non saprei, ma qui potrebbero esserci state queste e queste parole». E dissi una mezza frase in latino. Il mio professore, visibilmente soddisfatto, chiese come mi chiamavo. Dopo il seminario mi invitò a cena. Fu un pasto frugale; spalmammo su una fetta di pane grigio una salsiccia che per fortuna in Italia non c'è. Ma la mia carriera all'Istituto di Storia era per il momento assicurata, perché, mentre mangiavamo, il Professore mi spiegò: «Sa, di studenti che sappiano il latino ne abbiamo a sufficienza. E anche di studenti che mostrino fantasia ne abbiamo abbastanza. Quel che io cerco sono però studenti che sappiano il latino e abbiano fantasia». Tre anni dopo, alla fine di un seminario sugli atti del processo a Giovanna d'Arco, il Professore mi chiese se potevo fargli un piacere. Io gli risposi subito con trasporto: «Sì! », e lui: «Mi accompagnerebbe per cinque settimane in Toscana?». Poche settimane dopo partivamo, con precisione d'altri tempi: primo pernottamento a Berna, poi tre giorni a Stresa con visita delle Isole Borromee, poi tappa di quattro o cinque giorni a Milano. Seguivano le perle dell'Emilia Romagna: Piacenza, Parma, Modena, quattro giorni a Bologna, ma ben dodici giorni a Firenze. Al ritorno passammo per Mantova e Verona. L'anno dopo ci concedemmo cinque settimane per Venezia, Ravenna e Roma. La sera bevevamo vini che allora avevano in ogni città un colore diverso, che era poi lo stesso colore dell'aceto che



trovavamo in tavola. Raccontavamo quello che stavamo facendo. Era un flusso continuo di storie uscite da testi medievali italiani, bizantini e inglesi. Il Professore mi disse di aver organizzato il nostro viaggio esattamente come aveva fatto suo padre. Suo padre Otto Kirn era un noto teologo protestante che prima del 1900 aveva insegnato a Basilea. Io me lo immagino discutere del percorso con il suo collega Jacob Burckhardt e mi lusinga pensare di avere fatto il primo grande viaggio in Italia seguendo i consigli di Burckhardt, di cui ancora studente ero riuscito a comprarmi di seconda mano la *Kultur der Renaissance in Italien* per un marco.

Il mio maestro veniva da Lipsia, una città di grande tradizione dantesca. Sapeva a memoria molti passi della *Commedia*, che citava al momento opportuno. Correva l'anno 1955 e il primo libro in italiano che comperai fu la *Commedia* nell'allora nuova edizione della Società Dantesca. La lettura fu per me una delusione: allora in molti libri si leggeva che il miglior modo per prepararsi alla lettura di Dante era studiare Tommaso d'Aquino; io proprio su Tommaso avevo appena finito di scrivere il mio dottorato, ma della *Commedia* non capii quasi nulla. Si insinuò in me il dubbio che Dante non fosse affatto un tomista. Solo dopo lunghi studi su Alberto Magno, dopo l'incontro con Bruno Nardi e dopo le indicazioni di Cesare Vasoli capii che cosa mi era successo.

All'inizio degli anni Sessanta mi capitò tra le mani una grande raccolta di studi storici con una parte il cui titolo in tedesco suonava *Die Kultur der Renaissance in Italien*. Ero burckhardiano già da tempo e sbottai storcendo il naso con sufficienza: «Chi è l'omuncolo che osa affiancarsi a Jacob Burckhardt?». Lessi ugualmente e allora capii: avevo trovato il Burckhardt del ventesimo secolo, Eugenio Garin, Firenze.

Nell'autunno 1966 organizzai con i miei studenti di Francoforte un viaggio di studio a Firenze. Era dedicato soprattutto agli studi di Marsilio Ficino su Plotino. Prima di partire avevo scritto a Eugenio Garin una lettera ossequiosa, chiedendogli se potevamo andare a trovarlo. Non ricevetti alcuna risposta. Noi comunque partimmo, visitammo Careggi e consultammo i testi greci di Ficino in Laurenziana. Ci fu soprattutto da lottare contro la pioggia battente e ininterrotta di fine ottobre '66. Dovevamo guardare le strade, fradici e infreddoliti. A mezzanotte tra 3 e 4 novembre 1966 ripartimmo alla volta di Francoforte senza renderci conto delle dimensioni della catastrofe. A casa mi aspettava la lettera con il gentile invito di Garin: in ritardo perché la posta – come era allora consueto – l'aveva persa. Da quel momento rimanemmo sempre in contatto. Ci scambiavamo lettere; io andavo a trovarlo regolarmente; durante l'anno accademico 1982/83 presi parte al suo seminario alla Normale di Pisa; spesso facevamo il viaggio Firenze-Pisa insieme. Ci vedevamo regolarmente in Nazionale; qualche volta, prima di tornare a casa, lui mi passava l'antica stampa su cui aveva lavorato. Gli sono debitore di molti suggerimenti su questioni di filosofia antica e moderna; quando lo incontravo in una delle due grandi librerie che all'epoca a Firenze ancora c'erano, cioè da Seeber o da Marzocco, mi portava con sé agli scaffali e mi mostrava quello che valeva la pena di leggere.



Chiudo qui il mio racconto, per quanto incompleto. Esso vuole dare almeno un'idea di tutto ciò di cui sono debitore alla vostra città. Non posso però concludere senza nominare ciò che di più prezioso ho trovato qui, al di là di ogni erudizione e di ogni esperienza artistica e letteraria. Parlo della vivissima e ormai pluridecennale amicizia con Cesare Vasoli e sua moglie Nidia. Qui ho conosciuto e mi sono affezionato a molte persone: farò solo i nomi di Tullio Gregory e Nicolai Rubinstein, Alberto Tenenti e Charles B. Schmitt, delle illustri allieve di Garin Paola Zambelli e Graziella Vescovini, di Luisa Simonutti, di Enrico Peruzzi e di Michele Ciliberto, del padre Camporeale, di Gian Carlo Garfagnini, Paolo Lucentini, e Gianfranco Fioravanti, e, non ultimo, Luca Bianchi.

Molti altri nomi ancora contano per me, ma la grande cultura, la più raffinata umanità e tutto l'umorismo toscano l'ho trovato in Cesare Vasoli. Nel 1983 abbiamo portato insieme alla Posta il pesante plico che conteneva le mille pagine del suo commento al *Convivio*.

Questi festeggiamenti, qui, oggi, in Palazzo Vecchio, sono anche suoi e di sua moglie.

Molte grazie!

K. F.

Nota

Il testo che qui si pubblica è il discorso tenuto da Kurt Flasch a Palazzo Vecchio (Salone dei Duecento), il 9 giugno 2012, in occasione della cerimonia in cui gli è stata conferita la medaglia d'oro del Comune di Firenze e della Società Dantesca Italiana per la traduzione in tedesco della *Commedia* (Frankfurt am Main, S. Fischer, 2011). Questo intervento costituisce un epitesto pubblico d'autore sulla traduzione della *Commedia* (come *Dante übersetzen*, in «*Margini*», 5, 2011) e sul suo rapporto con la città di Dante. La traduzione in italiano è stata fatta da Anna Laura Puliafito e rivista da me e dall'autore.

M. A. T.



I margini del libro